

Marleen Nelen

**Glasflügler**



Marleen Nelen

# Glasflügler

Aus dem Niederländischen  
von Thomas A. Ostheim

Urachhaus

Die niederländische Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel  
*Nimf* im Verlag Davidsfonds / Infodok in Leuven, Belgien.



Die Übersetzung dieses Buches wurde vom Flämischen Literaturfonds  
([www.vfl.be](http://www.vfl.be)) gefördert.

Erschienen 2010 im Verlag Urachhaus  
[www.urachhaus.com](http://www.urachhaus.com)

ISBN 978-3-8251-7738-6

© 2010 Verlag Freies Geistesleben & Urachhaus GmbH, Stuttgart

© 2009 Davidsfonds / Infodok, Leuven

Umschlagabbildung: © plainpicture / Sabine Schründer

Umschlaggestaltung: Janine Weikert

Gesamtherstellung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

# Inhalt

Auftritt	7
Unheil	15
Tillelos	28
Zwei machen blau	35
Insekten	43
Nymphe	53
In die Schule – oder auch nicht	64
Geburtstag	78
Wandel	90
Vorzeichen sind Unsinn	102
Neuanfang	112
Der erste Schultag	126
Klassenkameraden	136
Die Jagd	147
Tu doch was!	155
Weiß ist keine Farbe	166
Das Verhör	177
Balztanz	184
Alles ist verloren	192

Die Stunde der Rache 205

Schwächling 215

Jutta 220

Besuch 230

Vorbei ist vorbei 234

Luchsfliege 243

Len und ich 250

## Auftritt

Lavendelduft hängt im Zimmer. Tille sitzt an ihrem Schminktisch und zieht sich die Lippen nach. Unbewusst sind ihre Augen, die durch die Wimperntusche wie zwei strahlende, schwarze Sonnen aussehen, ebenfalls geöffnet. Sie trägt Schuhe, die ich noch nie gesehen habe. Sie hat sie extra für diesen Abend gekauft: hohe Absätze und edle, silberne Schnürbänder. Auch ihr Kleid mit Spitzen am Dekolleté ist neu.

»Gefällt es Dir?«, fragt sie.

Ich ziehe die Schultern hoch.

»Hat ein Vermögen gekostet«, sagt sie säuerlich. »Vielleicht versuche ich, es morgen wieder zurückzugeben.« Sie wirft einen Blick auf meinen Wuschelkopf. »Hast du deine Haare gekämmt?«

»Ja, Tille«, sage ich. Ich spreche meine Eltern schon seit Jahren mit ihren Vornamen an, und weil mir Mathilda als kleines Kind zu schwierig war, bekam sie von mir den Namen Tille. Ich bin ein Einzelkind, und wenn wir uns alle beim Vornamen nennen, habe ich das Gefühl, wir drei seien zufällig Freunde.

»Wie spät ist es?«

»Wir haben noch eine Stunde, bis das Taxi kommt«, sage ich, ohne auf die Uhr sehen zu müssen.

Laut Tille ist das Taxi Unsinn. Ginge es nach ihr, hätten wir ebenso gut mit dem Auto fahren können, doch Lens Agent besteht darauf. Er sagt, das gehöre sich so. Insgeheim erhoffe ich mir eine veritable Stretch-Limousine wie bei Filmstars üblich: mit Bar, Fernseher, getönten Scheiben und allem Pipapo.

Tille wischt sich den Lippenstift wieder ab und wählt eine hellere Farbe. »Nour, Schatz, geh schon mal runter. Das macht mich ganz nervös, wenn du mich so anguckst.«

Alle Lampen brennen im Flur, obwohl es draußen noch nicht ganz dunkel ist.

Völlig reglos sitzt Len auf dem Sofa im Wohnzimmer. Eigentlich heißt er Leonard, aber so nennt ihn kaum jemand. Er trägt die gleiche Krawatte wie ich: grau und mit an Schneeflocken erinnernden dünnen Strichen. Sein Mund ist eine erstarrte Raupe, die in sein bleiches Gesicht gekrochen ist; der Geigenkasten liegt auf seinem Schoß und seine Hände umklammern ihn krampfartig.

»Wie geht's da oben voran?«, flüstert er.

»Sie ist fast fertig.«

Tille kommt nicht hinunter, ehe das Taxi blechern hupend kundtut, dass es wartet. Sie geht Len aus dem Weg, da sie keinen Streit riskieren will – zumindest nicht heute Abend. Das Taxi ist allerdings keine Stretch-Limousine. Mit der Dämmerung kommt auch die Kälte, und unser Atem kondensiert auf der Straße zu weißen Wölkchen. Len steigt vorne ein und Tille kommt zu mir auf den Rücksitz. Wir fahren unsere Straße runter. Kaum sind wir auf dem Innenring, geraten wir in einen Stau. Unser Fahrer macht sich am Radio zu schaffen. Flink wandert ein dreckiger Zahnstocher von seinem linken in seinen rechten Mundwinkel und piekst dann von innen in seine Wange. Es rauscht, bis plötzlich eine laute, zornige Stimme ertönt, die uns alle zusammenfahren lässt. Das Taxameter tickt unbeeindruckt weiter.

»Zu Fuß wären wir schon da«, sagt Tille schrill.

»Jetzt ist keine gute Zeit, um in die Innenstadt zu fahren«, pflichtet der Taxifahrer bei.

Tille schweigt wieder und nestelt an ihren silbernen Schnürbändern herum. Len bewegt sich immer noch so wenig wie möglich. Er

verkrampft immer, wenn er unter Stress steht, als fürchte er, seine Gliedmaßen zu verlieren: ein Bein oder einen Arm oder gar seinen Kopf. Nur sein Unterkiefer wandert pausenlos auf und ab.

Das Theater taucht vor uns auf: ein massives beleuchtetes Gebäude mit riesigen Säulen und einer breiten Freitreppe. Das Taxi parkt auf der Auffahrt. Lens Agent, Michaël, löst sich aus dem Schatten und schnippt routiniert seine Zigarette weg.

Ich habe Michaël schon ein paar Mal getroffen und konnte ihn von Anfang an nicht ausstehen – vielleicht, weil alles an ihm so groß ist: sein Kopf, seine Hände und sein Pferdegebiss. Er überragt Len und mich deutlich und spricht stets so laut, als wäre alles, was er zu sagen hat, für jedermann von Belang.

Hastig schüttelt Michaël meine Hand: »Gleich wirst du stolz sein auf deinen Vater. Ich habe mich darum gekümmert, dass du in die VIP-Lounge darfst.« In einem Ton, als sei ich drei statt dreizehn, fügt er hinzu: »Da kannst du ein bisschen Champagner nippen.«

Tille hakt sich auf der rutschigen Treppe bei mir unter. Beim Eingang liegen die Faltblätter aus, die Michaël hat drucken lassen. Neben Lens Lebenslauf sind alle Preise, die er je gewonnen hat, und die großen Namen seiner Lehrer aufgelistet. Die Vorderseite ziert ein Foto Lens. Zwar trägt er die gleiche Krawatte wie heute, doch in seinem Lächeln ist etwas, das ihn verändert ... Als ich das Foto vor einigen Tagen bekam, hängte ich es nicht auf, sondern versteckte es hinter ein paar Büchern.

»Die Musiker stimmen bereits«, schwatzt Michaël. »Fast alle sind schon da, sie warten nur noch auf dich, Len. Die Krawatte steht dir echt gut.«

Das Foyer ist riesig. Über uns hängt ein Kronleuchter mit an die tausend kleinen Lampen, und der Teppich, auf dem wir laufen, ist dick wie eine Matratze. Ich war schon zur Generalprobe hier, aber das war tagsüber. Abends sieht alles noch beeindruckender aus.

»Fast ausverkauft! Viel Erfolg.«

Len nickt, kurz sieht es so aus, als wolle er etwas sagen, bekommt aber seinen Mund nicht auf. Er gibt Tille einen Kuss auf die Wange. Wegen der Absätze muss sie sich ein bisschen bücken. Mir gibt er einen laschen Händedruck. Unter der hohen Decke sieht er noch kleiner aus, und ich frage mich, wie er gleich auf einer Bühne von der Größe eines halben Fußballfeldes wirken wird. Hinter meinem Rücken drücke ich ihm die Daumen. Eine Tür mit kunstvollen Schnitzereien fällt hinter ihm zu.

Ich wende mich wieder Tille zu, die über etwas lacht, was Michaël geflüstert hat. Sein blondes Haar berührt ihre Stirn. Sie legt ihre Hand auf seine Brust und macht lachend einen Schritt rückwärts.

»Komm«, sagt sie zu mir, »wir suchen unsere Loge.«

Bis wir dort sind, haben wir gefühlte fünfunddreißig Treppen hinter uns gebracht. Tille vergleicht die Nummern ihrer Karten mit den goldenen Ziffern der Logen. Ihre Hände beben.

Die Loge ist klein und es riecht nach Großmutter's Vorhängen. Sogar an den Wänden ist eine Art Teppich, der sich wie das Futter von Lens Geigenkasten anfühlt. Ohrenbetäubender Lärm weht uns entgegen. Ich meine, aus dem Klanggewirr Lens Geige herauszuhören, doch als ich mich über die Brüstung lehne, weiß ich sofort, dass ich mich getäuscht habe: Len ist noch gar nicht da, wahrscheinlich steht er wie versteinert hinter dem weinroten Vorhang. Die Decke dieses immensen Raums ist aus purem Gold und über der Bühne steht »Kunst adelt«. Die Logen auf der gegenüberliegenden Seite sind von gemalten Engeln, Instrumenten und Blumenranken eingerahmt. Tille hält mich an meinem Gürtel fest.

Ich bitte sie um ihr Opernglas. Manche Orchestermitglieder kommen mitunter zu uns nach Hause – in der Regel ziemlich genau dann, wenn ich ins Bett muss. Dann lasse ich meine Zimmertür auf und schnuppere den Duft ihrer dicken Zigarren. Man hört sich die

eigenen Aufnahmen an und fachsimpelt anschließend mit weingeröteten Gesichtern.

Nun aber sehen sie vollkommen anders aus – eher wie Statisten eines alten Schwarzweißfilms.

Der Radau erreicht seinen Höhepunkt, alle Instrumente tönen durcheinander, das Publikum rumort seinerseits und der Saal füllt sich. Als die Lichter ausgehen, verstummt das Stimmengewirr. Ein Glatzkopf betritt die Bühne, verbeugt sich und es wird applaudiert – sowohl im Orchester als auch im Saal. Ich spähe durch das Opernglas, der Applaus schwillt an und Len erscheint. Er trägt genau den gleichen Cutaway wie der Dirigent, obwohl der Dirigent natürlich größer ist.

»Willst du kurz das Opernglas?«, frage ich Tille leise.

Sie schüttelt den Kopf.

Ich habe Len im Visier. Er ist so fern und doch so nah. Er ist klein und groß zugleich. Ich stelle die Brennweite nach. Beherrscht und tief atmet er ein, seine Wimpern blinzeln in Zeitlupe, als sei er in Trance. Ein Nerv, der neben seinem Mund zuckt, jagt eine kurze, heftige Erregung durch seinen Körper. Er legt die Geige an die linke Schulter. Zu meiner großen Erleichterung sehe ich, wie er sich unversehens entspannt: Er kehrt heim von einer langen, entbehrungsreichen Reise. Seine Wange streichelt das Holz; ein kaum wahrnehmbares Nicken in Richtung des Dirigenten und der Arm mit dem Bogen fährt empor. Eine große, ausladende Geste und schon erklingt seine Geige – allein seine Geige. Er streicht eine einzige Saitte: ein reiner, lang anhaltender Ton. Dann setzt das Orchester ein und verleiht allem mehr Menschenmaß.

Len übt schon seit Monaten für dieses Konzert. Ich habe es in allen möglichen Tempi immer und immer wieder gehört. Er steht etwas geneigt, wenn er sich stark konzentriert – wie eine Pappel auf dem Feld, die sich in einer steifen Brise neigt. Letzten Monat fiel er beim

Geigenspiel einfach um. Er fiel auf den Tisch, der viel zu klein ist, um nützlich zu sein, und auf den Tille immer frische Blumen stellt. Ich richte mein gläsernes Adlerauge auf seine linke Augenbraue. Wer es weiß, kann hier immer noch einen kleinen Schnitt sehen. Tille stillte das Blut mit einem Verband.

Dies ist sein erster großer Auftritt. Eine CD, die nachher beim Ausgang verkauft werden soll, wurde auch schon aufgenommen, und dieses Konzert wird live im Radio übertragen. Anschließend geht er auf Tournee. All das haben wir Michaël, der Len entdeckt hat, zu verdanken, oder besser Tille, die Michaëls Aufmerksamkeit auf Len gelenkt hat. Sie trafen sich während der Eröffnung einer Ausstellung im Museum für Zeitgenössische Kunst, in dem Onkel Jules als Mann-für-alles arbeitet. Onkel Jules ist Tilles Bruder und mein Lieblingsonkel. Er konnte heute nicht kommen, weil er Grippe hat. Dreimal rief er an, um zu hören, ob bei uns alles nach Plan verlaufe. Er wollte wissen, ob Len auch bestimmt nicht husten müsse und ob Tille das schöne Kleid nun gekauft habe oder nicht. Seine Stimme klang rau und Tille sagte jedes Mal: »Ja, Jules, alles im Lot. Super-schade, dass du nicht mitkannst, aber du kannst ja alles im Radio mithören.«

Jedes Telefonat endete mit einem heftigen Hustenanfall von Jules, und Tille lachte herzlich, als sie das letzte Gespräch beendete.

»Armer Jules, er wird sich nie verzeihen, dass er jetzt krank ist.«

Tille besucht jede Ausstellungseröffnung im Museum, hört sich die Reden an und schlendert entlang der Bilder, was sie, so sagt sie, am liebsten macht. Onkel Jules begleitet sie dabei in seinem besten und einzigen Anzug und erklärt ihr, wie die Gemälde transportiert und aufgehängt wurden und welche Probleme es bei der Beleuchtung gab. Seine praktisch-technische Sichtweise beschämt sie zutiefst, was sie jedoch nicht daran hindert, weiter Ausstellungseröffnungen mit ihm zu besuchen.

Bei so einer Ausstellungseröffnung kamen auch Tille und Michaël ins Gespräch, und Tille erzählte ihm von Len. Wenige Abende später kam Michaël zu uns nach Hause, um Len zu hören und zu dem Ergebnis zu kommen, das wir alle freilich schon lange kannten: dass Len ein genialer Musiker ist. Alle sagen, Len werde jetzt Karriere machen, dies sei sein großer Durchbruch, und alle sind sich einig, er habe es verdient: der Bäcker in unserer Straße und Onkel Jules, ja sogar mein Niederländischlehrer. Mein berühmter Vater wird fortan viel unterwegs sein, da man ihn überall hören wollen wird: in Russland, in den Vereinigten Arabischen Emiraten und in den USA. Vielleicht darf ich hin und wieder mit – das hoffe ich zumindest, denn ich bin verrückt nach Insekten, und in den Vereinigten Arabischen Emiraten und in Südafrika gibt es noch enorm viele unbekannte Arten. Vielleicht finde ich eine ganz neue Art, die ich dann nach mir benennen werde: der Nour-Meyer-Käfer.

Wenn Len spielt, fühlt es sich an, als fahre jemand mit einem nassen Finger langsam über meinen Rücken. Mich schüttelt es. Nicht schlecht, so ein Opernglas, mit dem man unbemerkt das Publikum beobachten kann: Alle sind jetzt ganz still, manche hören mit geschlossenen Augen zu. Sie hören meinem Vater zu. Michaël hat recht: Dies ist ein besonderer Abend, einer, an den ich mich noch lange erinnern werde. Ich will Michaëls Gesicht sehen. Er ist ein wichtiger Mann und muss demzufolge auch einen dementsprechend guten, für jeden sichtbaren Platz haben. Ich lasse das Opernglas über das Meer Unbekannter schweifen, finde ihn jedoch nicht.

Tille beugt sich zu mir und flüstert heiser: »Bleib schön sitzen, Nour. Ich bin gleich wieder da.«

»Wohin gehst du?«, frage ich.

Statt einer Antwort kneift sie in meine Hand. Sie schwitzt, als habe sie Fieber, obwohl sie doch mit nichts außer dem schwarzen Spitzenkleid bekleidet ist, durch das ihre Haut wie bleiches Mondlicht

durchschimmert. Als sie die Tür öffnet, strömt kalte Luft herein. Tilles Lavendelduft verfliegt langsam. Ich rieche nur noch mich selbst (also das Haargel und die neue Krawatte) und den Stoff, den ich aus dem Sessel hervorpule. Sie bleibt ziemlich lange weg. Ich erhebe mich geräuschlos. Das helle Licht im Gang blendet mich. Sofort kommt jemand auf mich zu und fragt mich, ob er mir helfen könne.

»Ich suche die Toiletten.«

»Hier entlang und am Ende des Ganges nach rechts.«

In der Frauentoilette rufe ich leise Tilles Namen. Ich krabbele umher, um unter alle Türen einen Blick zu werfen, doch da ist niemand. Sie bleibt bis zum Applaus vor der Pause verschwunden.

## Unheil

Über das Wochenende fahren wir weg. Wir haben ein Häuschen gemietet, obwohl wir de facto pleite sind. Eine Woche, nachdem Oma an Krebs gestorben ist, kündigte Tille nämlich ihre Stelle. Sie kam vom Begräbnis nach Hause, pfefferte ihre Handtasche auf die Couch und sich gleich hinterher und sprach, während Len ihr die Schuhe auszog: »Ich gehe nie wieder ins Krankenhaus. Mir stehen die Kranken bis hier. Ich kann sie nicht mehr sehen. Ich will einfach keine Krankenschwester mehr sein. Mensch Meyer, Nour, überlege dir *genau*, was du mal werden willst. Wenn du dich verflixt noch mal für das Falsche entscheidest, hast du für den Rest deines Lebens ein Problem.«

»Was willst du denn tun?«, fragte ich sie.

»Kunstgeschichte«, seufzte sie. »Wenn ich noch mal von vorne anfangen könnte, würde ich mich für Kunstgeschichte entscheiden.«

»Warum bist du denn dann Krankenschwester geworden?«, ließ ich nicht locker.

»Opa fand, dass das ein schöner Beruf sei«, antwortete sie verbittert. Opa ist schon lange tot und kann demzufolge auch keinen Einspruch mehr erheben. Vor ein paar Jahren rauschte er in einer finstren, nebligen Nacht von einer Brücke. Das Auto wurde wie eine Ziehharmonika zusammengedrückt. Die Feuerwehr brauchte Stunden, um Opa zu befreien. Oma flüsterte mir einmal ein, Opa habe das mit Absicht gemacht, um Oma zu ärgern, aber Tille hat ihre Ohren immer und überall und nannte sie eine Lügnerin.

»Jedenfalls«, schlussfolgerte sie und tupfte ihre verheulten Augen, »will ich endlich was anderes tun, als immer nur andere zu pfe-

gen. Vielleicht wird es Zeit, dass du mal das Brot verdienst, Len. Dann kann ich wieder studieren.« Sie ließ sich wieder in die Kissen plumpsen und hauchte: »Das fände ich prima.«

Wenige Tage später kündigte sie tatsächlich. Ja, und jetzt ist sie viel zu Hause, sitzt oft in der Küche und starrt Löcher in die Luft, und wenn ich sie dann frage, was los sei, ist sie sofort gereizt. Vorerst macht sie nichts. Sie sagt, sie gehe mit sich zurate und mache PR für Len – was auch notwendig ist, ist es doch kein Geheimnis, dass Len nicht sehr praktisch veranlagt ist. Er ist eben ein echter Künstler und will nicht an Geld denken müssen. Darüber hinaus ist er nicht sehr ehrgeizig: Am liebsten spielt er den ganzen Tag einfach in unserem Wohnzimmer. Seit Tille sich seiner Karriere angenommen hat, geht es voran. Nun geht er sogar auf Tournee, bezahlt wird er allerdings erst in ein paar Wochen. Wir brauchen aber *jetzt* Urlaub. Vor ein paar Tagen saß Tille mit einem roten Stift über den Kontoauszügen und legte grummelnd die Rechnungen beiseite, die noch ein bisschen warten können. Währenddessen suchte ich im Internet nach einem Ferienhäuschen.

»Das hier ist das Beste«, sagte ich. »Ein Hof mit einem verwilderten Garten am Waldrand.« Ich klickte ein Foto an. Da gibt es bestimmt Insekten, obwohl es erst Mitte März ist und es vor wenigen Wochen noch geschneit hat.

»Es gibt einen offenen Kamin«, hielt ich zugute. »Und es ist nicht weit, gleich hinter der Grenze.«

Der Kamin überzeugte Tille.

Ich hoffe, dass Tille und Len in einem anderen Haus vielleicht für einige Zeit mal nicht daran denken, sich zu streiten. Ihre Dispute kommen oft wie aus dem Nichts: Ein kleiner nebensächlicher Wortwechsel, Tille wird ein bisschen kratzbürstig, sie zanken sich ein bisschen, die Wasseroberfläche kräuselt sich, ein böiger Wind trägt eine Wasserschicht ab und schiebt sie vor sich her. Len ist zwar wirklich

kein Streithahn, kann aber auch nie einfach einmal seinen Mund halten. Meistens bringt er mit einem letzten, schlagfertigen Konter das Fass zum Überlaufen: Die Wellen werden im Handumdrehen mit einer Wucht aufgepeitscht, die mich gleichzeitig beängstigt und fasziniert, und direkt darauf verkriecht sich Len in einer Muschel. Sein schlagartiges Schweigen bringt Tille zur Weißglut. Sie speit Gift und Galle, sagt die abscheulichsten Dinge, fängt an zu weinen und die Wut verebbt am Strand. Seit Omas Tod ist es schlimmer geworden. Ich bekam einmal eine Schachtel zum Aufziehen von Tille. Wenn man sie aufklappte, erschien ein Boxring mit zwei kleinen Affen, die aufeinander eindroschen, bis der rechte Affe zu Boden ging. Zum Schluss flackerten ein paar Lampen auf und die Buchstaben K.O. erschienen in Kaugummirosa – daran erinnern mich meine Eltern. Die Affen konnten auch nicht anders.

Als sie heute Nachmittag hinter das Lenkrad kletterte, sagte sie: »Ich hoffe, dass wir uns wenigstens ein Wochenende lang alle wie normale Menschen benehmen können.«

Sie hatte Ringe unter den Augen und ihre Hände zitterten in einem fort wie die Hände des Alkis beim Supermarkt, wo wir noch schnell etwas einkauften.

Wir fahren über einen staubigen Schotterweg. Die Marmeladengläser, die ich für meine Insektensammlung mitgenommen habe, rollen über den Rücksitz. Sie klirren zerbrechlich, wenn sie aneinanderstoßen, bleiben aber heil.

Wir haben uns verirrt.

»Mensch Meyer, liest du die Karte eigentlich?«, fragt Tille. »Oder nimmst du sie nur als Latz?«

»Ich habe gerade links gesagt, du bist aber geradeaus gefahren«, antwortet Len. »Wenn du mir nicht traust, musst du eben selbst sehen, wie du zurechtkommst.«

»Das stimmt nicht«, kläfft sie. »Das ist die falsche Richtung!«

»Manche Wege«, sagt Len in sarkastischem Ton, »machen eben eine Kurve.«

Es ist wieder soweit: Der Wind frisch auf.

Auf meinem Schoß liegt das Insektenbuch, das ich letztes Jahr zu Weihnachten bekommen habe. Ich habe mich wahnsinnig darüber gefreut und habe es seither möglichst immer zur Hand. Es ist das größte Nachschlagewerk für Amateure. Achtzig Prozent allen Lebens auf Erden sind Insekten! Es ist eine geheimnisvolle, großartige und schillernde Welt, über die ich alles wissen will. Ich fahre mit meinen Fingerspitzen über den glänzenden Einband. *Das Leben der Insekten* steht da in eleganten Buchstaben. Darüber prangt der Kopf eines Prachtkäfers.

Ich gehe das sehr systematisch an. Ich bin jetzt bei *G* – dem *G* von *Glasflügler*. Bald kommt *M* wie *Marienkäfer*. Ich habe gestern schon gespickt. Der Artenreichtum der Marienkäfer ist weit größer, als ich für möglich gehalten hätte: der Zweipunkt-fichtenmarienkäfer, der Zehnpunkt-marienkäfer, der Fichtenmarienkäfer, der Augenfleck-marienkäfer, der Blattfloh-marienkäfer, der Sechzehn-fleckige Pilz-marienkäfer, der Hügel-marienkäfer, der Vierpunkt-ige Marienkäfer und der Variable Flach-marienkäfer. Ich habe schnell dreiundzwanzig auswendig gelernt und versuche sie jetzt alle aufzuzählen, komme aber wegen Tilles zorniger Stimme immer wieder durcheinander. Ich weiß nicht mehr, welche ich schon genannt habe, und welche nicht. Also gebe ich es auf und schlage mein Buch wieder bei *G* auf. Je lauter sie spricht, desto mehr drückt sie auf die Tube. Der Weg gabelt sich und aufwirbelnder Schotter hagelt an mein Fenster. Sie umklammert das Lenkrad so krampfhaft, dass die Knöchel weiß werden. Unsere Blicke kreuzen sich kurz im Rückspiegel, und ich fühle mich ertappt und lese schnell wieder eifrig in meinem Buch. Glasflügler. Es gibt den Zypressenwolfsmilch-Glasflügler, den Kleinen Weidenglasflügler, den Himbeerglasflügler, den Johannisbeer-

glasflügler und den Hornissenglasflügler. Der Weidenglasflügler hat einen blutroten Ring um seinen Rumpf und sieht fast wie ein Blutspritzer mit Flügeln aus. An Blut will ich im Moment, da Tille so einen heißen Reifen fährt, lieber nicht erinnert werden. Ich konzentriere mich also auf die Johannisbeerglasflügler: Sie sind nicht breiter als zwei Zentimeter. Das Besondere sind die Flügel, sie sind fast durchsichtig und weisen schwarze Adern und Ränder auf. Bei den meisten Arten sind sie hauchdünn und sehen sehr zerbrechlich aus. »Vielleicht«, sagt Len, »wärest du dieses Wochenende besser alleine weggefahren. Für Nour ist das sicher auch nicht besonders angenehm.« Sein Unterkiefer ist gespannt. Er spricht jedes Wort mit Nachdruck und Anstrengung aus, woran ich merke, wie gereizt er ist.

Tille sieht das nicht. Sie will, dass auch er laut wird.

»Ist das etwa meine Schuld?«, schreit sie.

Ich schlage in schnellem Rhythmus mit meinen Händen auf meine Ohren, was ihre Worte zu einem Staccato verzerrt. Das Auto schliddert beängstigend durch die Kurven. Ich versuche mein Buch mit den Ellenbogen auf meinem Schoß zu halten, dennoch rutscht es mir hinunter. Hoffentlich ist der Rücken nicht gerissen.

Ich drehe meine Scheibe runter.

»Es ist doch egal, was ich sage, du hörst sowieso nicht zu«, sagt Len beherrscht.

»Und du bist nie da. Ich habe gelernt, mich um alles alleine zu kümmern.«

»Ich bin immer zu Hause, Tille.«

»Ja, du schlurft durch die Wohnung – mehr nicht.«

Gleich fahren wir nach Hause. Wir werden den Wald mit unserem Ferienhaus nicht finden und Tille und Len werden sich in der Küche streiten, bis sie zu weinen anfängt. Dann wird er den Arm um sie legen und sie wird in sein Taschentuch schnäuzen. Bis es aber so

weit ist, werde ich mit meinem Insektenbuch auf den Dachboden gehen. Die Falltür ist sehr schwer und schließt einigermaßen schalldicht ab. Da werde ich allein sein mit dem Trippeln der Mäuse und der Dohlenfamilie, die unter den Dachpfannen wohnt. Es gibt ein Dachfenster und ein Sofa. Vielleicht ist heute Abend Vollmond, sodass ich genug Licht habe und lange lesen kann. Ich werde so lange auf dem Dachboden bleiben, bis sie kommen, um mich zu holen, und dann wird es erste Sahne: Sie werden sich übertrieben umeinander und um mich kümmern. Es wird zu spät sein, noch etwas zu kochen, sodass wir Pizza mit warmen Zwiebelbrötchen bestellen. Die Brötchen werden schon kalt sein, wenn die Pizza geliefert wird, aber Tille wird sie wieder aufbacken. Ich werde länger wach bleiben dürfen – noch ist es allerdings nicht so weit. Noch sitzen wir im Auto und Len stützt sich ängstlich auf dem Handschuhfach ab, als könne er Tille so zwingen, langsamer zu fahren.

Tille hat rote Flecken am Hals und am Nacken, und weil sie sich verschaltet, heult der Motor auf und sie schreit über den Lärm hinweg: »Du und Nour, ihr zieht immer an einem Strang. Ich weiß, dass das eine nichts mit dem anderen zu tun hat, aber er ist genauso von seinen albernen Insekten besessen wie du von deiner Geige. Da stehe *ich* völlig draußen. *Ihr* lebt vollkommen in *euren* Welten. Sag doch was, verdammt noch mal!«

Das ist seit einiger Zeit ein großes Thema für sie, immer öfter schert sie Len und mich über einen Kamm.

»Dein Problem«, sagt Len stur. »Geige und Insekten haben rein gar nichts miteinander zu tun.«

»Genau das habe ich doch gerade gesagt«, zetert sie, »das habe ich doch *gerade* gesagt! Ich meine nur, dass ich auch was für mich brauche! Ich bin erst sechsunddreißig und fühle mich manchmal wie sechzig. Du wirst berühmt, und das hast du alles mir zu verdanken. Ohne mich wärest du nichts.«

»Das macht doch keinen Unterschied«, versucht Len sie zu beruhigen.

»Wieso macht das keinen Unterschied?«, schreit sie. Der Schotter spritzt hoch wie das Wasser neben einem Motorboot. Das Feld links rast vorbei wie eine grüne Schliere. Durch das offene Fenster fliegt etwas Braunes herein. Erst denke ich, es sei ein Schotterstein, der durch die schnelle Fahrt hereingeschleudert wurde, doch dann sehe ich, wie es über Tilles Kopf fliegt und dann links abbiegt. Es ist ein Birkenspinner. Ich konzentriere mich und schon rückt alles in den Hintergrund: Tilles Geschrei und das Heulen des Autos. Ich höre nur noch den Klang seines Flügelschlags und sonst nichts. Die Flügel bewegen sich in Zeitlupe: Sie heben sich, bis ihre Spitzen sich beinahe berühren, und gehen dann wieder auseinander. Ich sehe die kleinen, farbigen Schuppen, mit denen sie bestückt sind. Sie sind nicht so starr wie bei Fledermäusen, sondern hautartig und ändern ständig ihre Form. So erzeugen sie kleine Luftverwirbelungen, die sie beim Fliegen tragen. Tilles Nackenhaare vibrieren leicht. Es ist ein wahres Wunder. Meine Augen sind zu Mikroskopen mutiert und meine Ohrmuscheln sind Richtmikrofone. Der Birkenspinner fliegt wie in einem Vakuum, in einem leeren, schwarzen Raum. Er reckt seine schwarzen Beinchen und lässt sich nieder. Ich nähere mich ihm behutsam von der Seite. Jeder Schatten könnte ihn aufschrecken, doch es scheint, als warte er geduldig auf mich. Ich kann in Ruhe meine Finger um ihn schließen. Als er versucht, wieder aufzufliegen, stößt sein haariger Körper gegen meinen Handteller. Ich ziehe ihn zu mir. Er ist wunderschön. Ich weiß, dass er wunderschön ist.

Tille schreit: »Ich hasse dich und verlasse dich und will dich nie wiedersehen.«

Sie tritt die Bremse, das Auto untersteuert, streift den Stacheldraht; dann greifen die Räder gerade noch wieder, und weiter geht's mit

vollem Tempo über die Schotterspuren. Schließlich kommt, was kommen musste: Wir streifen einen Pfosten, etwas zerreißt, meine Hand verkrampft sich und zerdrückt den Birkenspinner. Der Stacheldraht wird hochgehoben und kratzt mit einem scheußlichen Geräusch über die Motorhaube. Tille reißt noch ein letztes Mal das Steuer herum – doch zu spät: Unsanft rammen wir einen Schuppen, hinter dem ein paar Kühe standen und schon in alle Richtungen davonrennen. Die Holzwand wird vom Auto mitgerissen und fällt dann gemächlich um. Eine weitere Wand fällt hinterher, die dritte neigt sich bedenklich, nur die Vierte bleibt stehen. Das Auto raucht und hustet, bis der Motor abgewürgt wird und Tille den Zündschlüssel abzieht.

»Das«, sagt Len in die Stille, »hast du wieder mal prima gemacht.«  
Tille keucht.

»So geht das immer. Du treibst mich in den Wahnsinn. Ich will das nicht mehr. Ich will mein Leben zurück.«

Sie packt ihre Handtasche, aber die bleibt irgendwo hängen. Als sie ungeduldig daran zerrt, reißt das Leder und ihre Sachen rollen überallhin. Schimpfend klaubt sie alles wieder auf. Len ist inzwischen ausgestiegen und späht mit der Hand über seinen Augen umher – und siehe da! Da kommt der Bauer auch schon herbeigestiefelt. In einem grauen Pulli und mistverklebten Stiefeln hastet er über das Feld auf uns zu.

Ich öffne meine Hand. Der Birkenspinner sieht aus wie ein zerknülltes Stück Papier. Ich hauche ihn an. Die Flügel bewegen sich leicht. Es ist, als fahre ein Zittern durch seinen Leib, doch ich weiß, dass ich ihn erdrückt habe. Er ist tot. Tille klopft ans Fenster.

»Nour«, ruft sie mit der Nase an der Scheibe. »Ich bin wahnsinnig sauer auf deinen Vater. Das hat nichts mit dir zu tun.«

Ich starre unverwandt auf das kleine, braune Tier.

»Ich ruf dich an!«

In meinen Augenwinkeln sehe ich, dass sie überlegt, ob sie die Autotür öffnen soll, doch Len kommt schon um das Auto und der Bauer kommt auch immer näher, sodass sie sich abwendet und mit kerzengeradem Rücken von dem umgefallenen Schuppen, dem Bauern, Len, den Kühen und auch von mir weggeht. Der abgerissene Riemen ihrer Handtasche rutscht ihr immer wieder von der Schulter.

Die Luft ist kühl und feucht und riecht nach Metall. Es wird regnen. Die Glucke war auf der Suche nach einem Unterschlupf. Birkenspinner leben auf Birken und jungen Buchen. Bei der Kurve, in der wir von der Straße abgekommen sind, fängt tatsächlich ein Wald an. Wenn das unser Wald ist, sind wir schon ganz nahe dran. Hätte ich kurz für kleine Jungs gemusst, hätte es keinen Streit gegeben. Dann wären alle ausgestiegen, wir hätten den Wald gesehen und hätten uns gefreut, dass wir schon fast da sind. Könnte Len Karten lesen, wären wir schon vor einer halben Stunde angekommen. Würde Tille Len vertrauen, würden wir jetzt klingeln, sie würden uns hineinlassen, uns das Holz für das Kaminfeuer zeigen und ich würde in den Wald gehen, einen Birkenspinner finden und ihn vorsichtig in ein Glas legen.

Ich steige aus. Der Bauer ist aufgeregt und Len auch. Sein Gesicht ist weiß und regungslos wie das Fell der Kühe, die wieder mechanisch kauend an dem eingefallenen Schuppen schnuppern. Der Bauer geht einmal um den Schuppen und klopft gegen die vierte Wand. Eine Kuh drückt ihr Maul an sein Bein, während er ihr den schmutzigen Rücken kraut.

»Mein lieber Herr Gesangsverein! Das wird ein teurer Spaß«, sagt er.  
»Es war ein guter Schuppen. Na, ich danke.«

Ich sehe meiner Mutter hinterher. Sie verschwindet ohne alles, ohne Gepäck. Ich denke, sie wird stehen bleiben und zu uns zurückkommen, ehe sie den Wald erreicht hat. Doch das tut sie nicht, sie geht weiter. Ich frage mich, ob ich ihr hinterher rennen soll. Eigentlich

eine Szene wie gemacht für ein romantisches Foto: das warme, ruhige Auto, das Gewitter, das am Horizont droht, die wiederkäuenden Kühe und Tille einsam auf dem Schotterweg. Doch etwas stimmt nicht. Sie geht von mir weg, statt auf mich zu. Jetzt ist sie zwischen den ersten Bäumen verschwunden. Len spricht beruhigend auf den wütenden Bauern ein. In dem gleichen, besänftigenden Ton spricht er auch mit mir, wenn mich das Fieber schüttelt. Ich bleibe mit dem zerdrückten Birkenspinner fest in meiner feuchten Hand stehen.

Wer dem Bauern zuhört, könnte meinen, der Schuppen sei nicht aus ein paar alten Brettern, sondern aus reinen Diamanten gebaut worden. Len widerspricht zaghaft und versucht, den Preis herunterzuhandeln. Alle paar Minuten späht er in Richtung Wald, ob Tille nicht vielleicht doch zurückkomme, denn Probleme von solcher Komplexität löst für gewöhnlich sie. Nach einer zähen Verhandlung verschwindet der komplette Betrag für das Ferienhäuschen im Overall des Bauern. Dann notiert er sich noch unsere Adresse, da man ja nie wissen könne, ob die Kühe sich durch den Schrecken nicht etwas eingefangen hätten.

»Könnt ihr mir kurz helfen, alles beiseite zu schaffen?«, fragt er um einiges freundlicher als bisher. »Sonst brechen sich die Kühe nachher im Dunkeln noch die Beine.«

Wir schleifen die Bretter weg, bis wir vier ordentliche Stapel haben. Als wir damit fertig sind, schleicht die Dämmerung schon zwischen den Bäumen umher und streckt ihre Krallen nach den Feldern aus – ein Nachttier, das sich auf eine lange, tödliche Reise begibt. Die Kühe rotten sich in der Mitte ihrer Weide zusammen. Morgen um diese Zeit wird der Schuppen wieder stehen – mit den gleichen alten Brettern erbaut. Während wir die Holzspäne von unseren Kleidern klopfen und mit Gras die Erde von unseren Schuhen wischen, blickt der Bauer zu der flachen Kurve, hinter der Tille verschwunden ist.

»Na, bis zum nächsten Dorf ist es noch ein ganzes Ende«, sagt er bewundernd. Unser Auto hat vorn eine Beule und lange Kratzer im Lack. Ich setze mich auf den Beifahrersitz. Die Aussicht, endlich von hier wegzukommen, hebt Lens Laune. Summend setzt er zurück und gibt Gas. Die Räder drehen auf dem losen Schotter durch, dann greifen sie plötzlich und das Auto macht einen Satz. Etwas rutscht im Fußraum umher. Ich hebe es auf. Es ist Tilles Handy.

»Zu dumm auch, dass wir sie nicht anrufen können, aber wir werden sie schon einholen«, brummt Len.

So schlimm ist alles eigentlich auch gar nicht, das wird sich schon wieder einrenken. Wenn Tille unser Auto hört, wird sie lächelnd zur Seite gehen. Len wird auf ihrer Höhe anhalten, das Fenster hinunterdrehen und sagen: »Guten Abend, schöne Frau, wohin des Wegs? Kann man Sie mitnehmen?«

Doch es lässt sich niemand blicken, auf dem ganzen Weg bis zum Dorf nicht.

Nach einiger Zeit fängt es tatsächlich an zu regnen. Warmrote und gelbe Lichter tauchen in der Ferne auf. Das Dorf sieht im strömenden Regen trotzig und verlassen aus. Wir schweigen beide, denken beide an Tille im verregneten Wald und an die Dunkelheit, die im März noch so früh hereinbricht, an ihr nasses Haar und daran, dass sie ohnehin schon so verfroren ist. Wir wenden und fahren die ganze Strecke noch einmal ab. Unsere Scheinwerfer leuchten gespenstisch zwischen die wehrlosen Bäume. Die Sicht ist im Dunkeln zwar schlecht, wir glauben dennoch, keinen Seitenweg verpasst zu haben. Der Weg verwandelt sich allmählich in eine Schlammrippe und es wird riskant, weiterzusuchen. Len fährt zurück und hält vor dem einzigen Café des Dorfes.

»Sie hat sich natürlich untergestellt«, brummt er. »Warum habe ich nicht früher daran gedacht?«

Der strömende Regen prasselt trübselig gegen die Fenster. Eine

blonde Frau mit schwarzen Augenbrauen wischt lässig mit einem dreckigen Lappen Theke und Zapfhähne ab. Len setzt sich auf einen hohen Hocker und bestellt einen Whisky. Er fragt mich, was ich trinke. Ich sage, ich wolle das Gleiche, und er lächelt müde. Die Bardame gibt mir eine Cola.

»Haben sie schon den ganzen Nachmittag auf?«

Ich nehme den Birkenspinner in die andere Hand. Ein Flügelfetzen bleibt kleben. Ich zupfe ihn ab und trinke einen Schluck Cola.

Sie nickt.

»Ist eine Frau hier gewesen? Mit langen Haaren und Wanderschuhen?«, fragt Len weiter.

Sie wirft ihren Lappen in einem Bogen in das aufspritzende Spülwasser.

»Ja, sie war meine erste Kundin und ihr seid der zweite und der dritte. Sie hat telefoniert und einen Whisky getrunken – genau wie Sie. Dann hat sie jemand abgeholt. Vor zehn Minuten. Sie haben sie gerade verpasst.«

»War es ein Taxi?«, fragt Len und schüttelt den Kopf: »Nein, kein Taxi ...«

Len leert sein Glas mit einem gierigen Schluck und stellt es direkt vor der Bardame ab. Sie füllt nach und hält die Flasche abwartend in der Hand. Wir sehen beide zu, wie Lens Adamsapfel gluckernd auf und ab wippt. Kaum hat er das Glas hingestellt, schenkt sie wieder ein, doch er rührt es nicht mehr an und starrt stattdessen vor sich hin. Die Falten auf seiner Stirn vertiefen sich.

»Es hat geregnet und aus dem Wagen stieg niemand aus«, sagt sie entschuldigend zu mir. »Ich habe sonst nichts gesehen.«

Len hat gerade noch genug Geld, um Whisky und Cola zu bezahlen. Ich setze mich auf den Rücksitz, und wir fahren nach Hause. Len stiert ununterbrochen auf den nassen Weg. Durch die Windschutzscheibe sehen die Scheinwerfer der entgegenkommenden Autos wie

ausgelaufene Farbleckse aus. Das Licht unseres Autos erweckt einen halben Meter Leitplanke zum Leben. Und einen weißen Strich auf der Straße, der immer wieder verschwindet und von Neuem auftaucht, schwarzer Asphalt. Hin und wieder schnieft Len, als sei er erkältet. Der Motor surrt, doch ansonsten ist es still. Andere Autos überholen uns geräusch- und farblos, der Nebel schluckt die Geräusche und die Nacht die Farben.

Wir wissen es beide, noch bevor wir in unsere Straße einbiegen: Es wird kein Licht zu Hause brennen.

Niemand ist zu Hause.